

Paul Lipp

Die Ausstellung der beiden Künstler Paul Lipp und Reto Leuthold im Chäslager Stans verspricht neben grossformatiger Malerei auch kleinformatigere Porträtserien sowie eine Anzahl Zeichnungen Leutholds. Die parallele Disposition älterer und neuerer Arbeiten ermöglicht das Nachvollziehen individueller Entwicklung, deren Resultat sich in den jüngsten Werken manifestiert.

Die ausgestellten Bilder von Paul Lipp (*Luzern 1977) lassen sich vordergründig relativ einfach in zwei Kategorien einordnen, die scheinbar wenig miteinander gemeinsam haben. Die grossformatigen Leinwände bilden die eine Werkgruppe, von der sich die Porträtserie formal abhebt. Nicht nur das Format sondern im Wesentlichen auch die ältere Entstehungszeit sowie die gegenständlichere Darstellung unterscheiden letztere Gruppe von den neueren, monumentaleren und gleichermassen abstrakteren Arbeiten. Diese mehrschichtige Veränderung deutet auf eine vergangene Zäsur in der Arbeitsweise hin, die sich allerdings bei vertiefter Befassung mit dem Werk und dem Maler immer stärker wieder auflöst. Dennoch ist das Verfolgen dieses vermeintlichen Bruchs fruchtbar, denn er zeigt die Arbeitsweise und das Interesse von Lipp an der Malerei auf.

Anders als man erwarten dürfte, sind auf den Bildern der Porträtserie keine Personen zu identifizieren. Die meisten Darstellungen zeigen die Figur als frontales oder leicht geneigtes Kopfbild. Das Porträt, ein klassischer, beinahe vergessen geratener Bildtyp der Malerei, zeigt die dargestellte Person kaum in frontaler Ausrichtung. Es galt in der Malerei als unschicklich, wenn das Porträt den Betrachter genauso anstarrt wie dies umgekehrt der Fall ist. Traditionell wurde die Meinung vertreten, dass eine leichte Profilansicht die porträtierte Persönlichkeit in einer lieblicheren Ansicht darstelle. Die hier verwendete frontale Abbildung gelangte aus der Passfotografie und der Polizeidokumentation ins allgemeine Bewusstsein. Diese frontale Präsentation war darauf bedacht, physiologische Eigenheiten best möglichst abzubilden, um die Identität eines jeden zweifelsfrei bestimmen zu können. Auf den Porträtbildern von Lipp sind trotz dieser Ansicht keine Personen zu erkennen, denn die Gesichtszüge sind verwischt und verschwommen, andere mit grobem Pinselduktus übermalt. Charakteristische Gesichtszüge werden ausgelöscht; an die Stelle treten schematische Gesichter, die eher stereotyp wirken. Die Bilder intendieren keine Abbildung spezifischer Personen, sondern stellen vielmehr einen Typus Mensch vor. Farben und Formen sowie Körperhaltungen und Gesten wecken Erinnerungen an Menschen bestimmter Orte oder Berufsgattungen. Die Bildtitel, die diese generelle Klassifizierung zusätzlich unterstützen, lauten

beispielsweise *circus* (2009) und zeigen einen muskulösen, kantigen Artisten, der mit den Löwen ringen oder eine akrobatische Einlage vorführen könnte, während *Eskimo* (2009) angesichts der pastellernen Farben Assoziationen zu Kälte und Eis hervorrufen. In der Tradition des undefinierten Porträttypen eines Francis Bacons bedient sich Lipp einem Bildfundus aus Filmen und Printmedien, der den Zweck des Formenrepertoires erfüllt.

Die Bildwelt Lipps will weder ein Abbild der sichtbaren Welt wiedergeben noch konkrete Aussagen vermitteln. Sie funktioniert vielmehr als Stimmungsmoment, das sich inneren archetypischen Bildern bedient und von der Erinnerung genährt wird. Die Malerei verfolgt die Absicht, eine innere Spannung im Werk zu provozieren. Dies führt dazu, dass der Maler vielmehr eine Suche nach dem finalen Bild, als die Umsetzung einer konkreten Vorstellung ist. So entsteht jedes Werk aus unzähligen lasierenden sowie deckenden Farbschichten, die übereinander gelagert eine Bildtiefe vermitteln, ohne sich der Illusion der Perspektive zu bedienen. Die lebensgrossen Arbeiten verfolgen diese Idee der Verdichtung und Konzentration noch bedingungsloser und distanzieren sich dabei noch mehr von einer Gegenständlichkeit. Erkennbare Elemente werden zu Symbolen ohne einen aufgesetzten symbolischen Charakter zu beanspruchen. Der Berg im gleichnamigen Bild fordert keine Deutung, sondern besticht durch seine symbolhafte Präsenz, die nicht zuletzt von der physischen Bildgrösse bekräftigt wird. Worte in den Bildern sind ebenso Titel und Aufforderung wie auch gestalterische Notwendigkeiten, um die formale Spannung zu erzielen. Die Bilder laden den Betrachter ein, sich dieser unmittelbaren Präsenz zu stellen.